

Bildung für Alle – Arbeit für Alle?

von Prof. Dr. Andreas Fröhlich

Können wir wirklich angesichts von 5 Millionen arbeitslosen Menschen in der Bundesrepublik Deutschland, können wir wirklich und ernsthaft die Forderung aufstellen, Menschen mit schwersten Behinderungen, Menschen mit umfassendem Hilfebedarf in allen Lebenssituationen einen Arbeitsplatz zur Verfügung zu stellen? Sind dies nicht provozierende Forderungen? Oder ist es nur einfach konsequent, stets alle Menschen in gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Überlegungen einzubeziehen, eben auch Menschen mit schwersten Behinderungen und umfassenden Hilfebedarf?
Recht auf Bildung.

Etwa um 1975 herum entstand in Deutschland ein breiter Konsens, dass Kinder und Jugendliche mit schwersten Behinderungen durchaus auch an schulischer Bildung ihren Anteil bekommen sollten. Waren sie bislang als bildungsunfähig oder schulbildungsunfähig bezeichnet worden, so begannen Fachleute und Eltern darüber nachzudenken, wie denn Bildung auszusehen hätte, damit sie auch für diese Kinder und Jugendliche zugänglich würde. Man hinterfragte das Verständnis von Bildung, Bildung wurde neu definiert und orientierte sich nicht mehr länger an der gymnasialen Bildung und der bürgerlichen Allgemeinbildung des 19. Jahrhunderts. Insbesondere Lernen wurde neu definiert, Lernen als die Fähigkeit eines Individuums sich an neue Situationen anzupassen, neue Situationen selbst mitzugestalten. Eine ganz weite Formulierung, die die Möglichkeit gab, Leben und Lernen fast gleichzusetzen. Hier waren insbesondere die Überlegungen des Biologen und Psychologen Jean Piaget ganz besonders wichtig. Es wurden neue Lernräume geschaffen, die Vorstellung vom Klassenraum mit einer Tafel und einem Lehrer an der einen Seite und brav mitschreibenden Schülern an der anderen wurde verworfen. Lernen konnte auch im Liegen, Lernen konnte auch beim Windelwechseln stattfinden.

Nach einer langen, intensiven und auch erfolgreichen Arbeit im Bildungsbereich für Menschen mit schwerster Behinderung stellt sich nun die Frage, wird aus dieser Bildung automatisch ein Übergang in die Arbeitswelt möglich? Wir müssen feststellen, dass dies so nicht der Fall ist, bislang war Basale Bildung keine Ausbildung für eine berufliche Tätigkeit für Arbeitstätigkeit. Basale Bildung stand eher als Bildung für sich und sein Leben, als Befähigung zur Kommunikation, zur Wahrnehmung und zur sog. Identitätsfindung. Einen Kampf um Bildung, um Bildungsplätze hatten wir in den 70er und 80er Jahren nicht. Einen Kampf um Ausbildungsplätze und Arbeitsplätze haben wir jetzt sehr wohl und zwar in ungeheuerem starken Maße und es ist noch lange nicht abzusehen, dass sich diese Situation nachhaltig verändern würde. Es wären hier ganz sicherlich wichtige politische Überlegungen anzuschließen – aber ich wurde gebeten anthropologische Überlegungen anzustellen.
Anthropologie

Die Wissenschaft vom Menschen im 19. Jh. zunächst eine Klassifikationswissenschaft, Menschen sollten sortiert werden in Arten, in Rassen, ihre Größe, ihr Gewicht, ihr Kopfumfang wurde vermessen und zugeordnet. Unterschiede wurde herausgearbeitet und leider auch höherwertige und minderwertige Menschen definiert. Dazu trug auch die Völkerkunde (Ethnologie) bei, die sich dann im 20. Jh. in verschiedenen Ländern, ganz besonders in Deutschland zur Rassenlehre hin entwickelte. Anthropologie hat somit auch eine sehr negative, dunkle Seite in der Geschichte.

Heute steht die Frage nach dem Menschen im Vordergrund, insbesondere nach dem, was allen Menschen gemeinsam ist. „Wie funktioniert das Menschsein?“ – So könnte man die eigentliche Übersetzung der Anthropologie verstehen. Aus der Theologie, der Philosophie, der Psychologie, der Verhaltensforschung, aus der Biologie werden Beiträge dazu geleistet, ebenso aus der medizinischen Anthropologie oder pädagogischen Anthropologie. Wie kann man Arbeit anthropologisch betrachten?

Arbeit kann man natürlich physikalisch betrachten als ein Produkt von Kraft und Weg, nur dies ist hier nicht gefragt. Zunächst einmal das Wort Arbeit selbst.

Arabëiti wurde vom Mönch und Übersetzer Otfried v. Weissenburg nach dem Jahr 800 in die gerade entstehende deutsche Sprache eingebracht. Später finden wir das ähnlich klingende „große arebeit“ im Nibelungenlied, dem „Deutschen Nationalepos“. In beiden Fällen meint das Wort noch etwas anderes als heute, nämlich Not, Mühsal und Mühe. Vergleichbar dazu im französischen das Wort travail, das mit unserem heutigen Arbeit gleichzusetzen ist, bei dem es eine Verwandtschaft zum englischen travel = Reise gibt. Die Reise war allerdings in der Antike und im Mittelalter über viele Jahrhunderte gleichbedeutend mit Not, Mühe, Mühsal und Gefahr.

Ein paar biblische Aspekte Auch Menschen, die nicht sehr viel religiöses Wissen haben, kennen die Geschichte von Adam und Eva, die aus dem Paradies vertrieben wurden, weil sie eine Vereinbarung mit Gott nicht eingehalten hatten. Der Garten Eden, das Paradies oder das antik heidnische Elysium waren Orte ohne mühevollen Arbeit. Es galt zu bewahren, zu bebauen, zu benennen aber – im Wesentlichen galt es zu leben und nicht zu arbeiten. Das eher populäre Schlaraffenland ist ganz sicherlich ein Faulenzerland, in dem man gar nichts mehr tat, dies gilt für den Garten Eden, das Paradies oder das Elysium nicht. Die Vertreibung aus dem Paradies wird seit alters her in allen biblischen Religionen als ein Fluch der Menschheit betrachtet. Wir müssen für den Sündenfall unserer Ureltern Adam und Eva mit dem Verlust des Paradieses büßen und können erst nach dem Tod darauf hoffen, wieder in ein Paradies aufgenommen zu werden.

Die Antike

In der griechischen Mythologie gibt es den König Sisyphos, der die Götter bei einem Gastmahl übel betrogen hatte und zur Strafe ewig sinnlose Arbeit leisten musste. Es galt für ihn nach dem Götterspruch einen großen Felsbrocken einen Berg hinauf zu wälzen und jeweils, kurz bevor er ihn hätte über den Berggrat auf der anderen Seite herunterrollen lassen können, rollte der Stein wieder den Weg zurück, den er heraufgearbeitet worden war. So wiederholte sich die Arbeit für Sisyphos täglich bis in alle Ewigkeit. Der französische Existenzphilosoph Albert Camus hat aus der Sisyphos-Sage den Mythos des Sisyphos gemacht und ihn als Beispiel genommen für die letztlich sinnlose Existenz des Menschen, der aber in dem was er tut dennoch seinen persönlichen Sinn finden kann und deshalb nicht unglücklich sein muss. Götter, so lernen wir aus den meisten Mythologien arbeiten nicht, sie bringen hervor: die Welt, Kinder, Natur und lassen sich von den Hervorbringungen u.a. eben auch von den Menschen bedienen. So gibt es in Mittelamerika mythologische Traditionen, die erklären, dass die Menschen deswegen arbeiten müssen um die Götter zu ernähren. Der Duft, der Rauch der Opfertiere ist Nahrung der Götter.

Das Judentum

versucht die Entbindung der Arbeit vom Zwang, von der Knechtschaft unter dem göttlichen Fluch. So soll das Thorastudium den Menschen über das Elend der Arbeit hinausheben, gleichzeitig ist aber handwerkliche Arbeit, Arbeit zum Lebensunterhalt verpflichtend und

gehört zum Leben dazu. Auch weise Rabbiner sollen arbeiten und der Apostel Paulus ist stolz darauf, dass er seinen Lebensunterhalt durch Segelmacherei und Segelreparatur selbst verdienen kann und niemandem „auf der Tasche liegt“. Von ihm stammt denn auch das Zitat „niemand soll essen, der nicht arbeitet“, ein Zitat das im 20. Jahrhundert im Nationalsozialismus eine außerordentlich unrühmliche Wiederbelebung fand, wenn von den unnützen Essern die Rede war... Die Gottesebenbildlichkeit des Menschen wird im Judentum insbesondere darin gesehen, dass der Mensch in der Lage ist etwas zu schaffen und hervorzubringen. Er hat Anteil am Schöpfertum Gottes und indem er kreativ ist, indem er hervorbringend arbeitet hat er Anteil am Schöpfungsplan Gottes. Streng genommen sollten diese Gedanken für alle menschliche Tätigkeiten gelten, für sog. höhere wie auch für sog. niedrigere.

Das christliche Mittelalter

Dieser enorm lange Zeitraum mit ungeheuren geistigen und historischen Entwicklungen und Veränderungen lässt sich natürlich nicht mit ein paar wenigen Worten zusammenfassen. Dennoch sollen ein paar Denkansätze genannt werden. „Arbeite etwas, damit der Teufel dich stets beschäftigt antrifft“, so sagt Hieronymus, der von Bildern bekannt ist, Hieronymus im Gehäuse wie er von unzähligen Dämonen verführt, geplagt und gequält wird. Er hatte wohl große Sorge vor dem Teufel und hat so für sich und seiner Nachwelt einen bestimmten Aspekt von Arbeit hervorgehoben. Thomas von Aquin, einer der großen Denker des christlichen Mittelalters, stellt zunächst klar und nüchtern fest, dass Arbeit der Sicherung des Lebensunterhaltes dient. Sodann meint er aber auch die Überwindung des Mühsigganges sei ein wichtiger Aspekt der Arbeit und hierin hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit Hieronymus. Arbeit dient nach Thomas von Aquin auch der Zügelung der Begierde. Dazu kommt ein weiterer Aspekt, der uns vielleicht näher steht: sie befähigt den einzelnen dazu Almosen zu geben. Thomas von Aquin „erfindet“ die Unterscheidung zwischen einer *vita activa*, dem tätigen Arbeiten und Hervorbringen und einer *vita contemplativa* dem Anschauenden, Nachdenkenden, sich Öffnen gegenüber Gott und seiner Schöpfung. Kontemplativ, dies soll hier erwähnt sein, bedeutet nicht beschaulich in unserem heutigen Sinne. Ursprünglich war beschaulich wohl dieses offene Anschauen der Schöpfung und ihrer Geheimnisse, ihrer Gesetzmäßigkeiten und Offenbarungen. Nur heute ist beschaulich als Wort ein wenig heruntergekommen und meint eigentlich nur noch ruhig und inaktiv. Dennoch bestimmt im Mittelalter die Arbeit als Fluch eher die allgemeine Sicht, Ritter arbeiten nicht, sie kämpfen, sie wettstreiten, sie reisen in die Welt. Mönche arbeiten im Sinne des Thomas von Aquin und nur für die niedrigen Arbeiten gilt die ausschließliche Sicht der Sicherung des Lebensunterhaltes und damit wird sie auch abgewertet.

Die Reformation

der deutsche Soziologe Max Weber hat für die Reformation einen ganz wichtigen Aspekt herausgegriffen, der im engsten Zusammenhang mit der Frage nach der Arbeit steht. Galt im christlichen Mittelalter so etwas wie Werkgerechtigkeit, die dann von Martin Luther intensiv angegriffen wurde, so hat die Reformation dagegen ihr 'Sola fide' (allein durch den Glauben) gesetzt. Nicht dadurch, dass wir Geld spenden, Almosen geben, anderen Gutes tun, kommen wir unmittelbar und fast zwangsläufig ins Paradies, sondern nur durch den Glauben. Die Arbeit selbst soll zur Ehre Gottes getan werden. Dann aber, so im Verlauf der weiteren theologischen Entwicklung – sagt Max Weber – kommt es dazu, dass sich Gottes Segen dadurch zeigt, dass diese Arbeit gut gelingt, dass sie Gewinn bringt, dass der, der diese Arbeit tut erfolgreich ist. Hier kommt es zu einer neuen Arbeitsethik, die sich für den gesamten Bereich der nordwestlichen Welt als sehr erfolgreich erweist. Unser gesamtes heutiges, westlich technologisches Arbeitsverständnis ist durch diesen Gedanken letztlich geprägt: Erfolg als Zeichen der Gottgefälligkeit und somit wird schnell natürlich Misserfolg auch ein

Zeichen, dass Gott diese Arbeit nicht wohlgefällig ist, Misserfolg wird zur Strafe, wer nichts zustande bringt kann auch kein guter Mensch sein...

Historischer Hinweis Im Herzogtum Württemberg gab es einmal Erlasse, die auf religiösen Überzeugungen beruhten und etwa folgenden Inhalt hatten: Gott hat uns Eigentum gegeben, Haus, Beruf, Vieh, Äcker usw. und wir sind verpflichtet sie in Ordnung zu halten, denn es sind Gaben Gottes. Wir tun dies zur Ehre Gottes und wer sie nicht recht in Ordnung hält der entehrt Gott und seine Gaben. Wer mit diesen Gaben Gottes nicht ordentlich umgeht ist nicht wert sie zu bearbeiten oder zu besitzen und somit ist es möglich, dass er durch die weltliche Macht enteignet wird und sein bisheriger Besitz jemand gegeben wird, der damit ordentlicher umgeht. Man erklärt sich aus diesen realen Regelungen, einen gut Teil des weithin berühmten „schwäbischen Fleißes“ bis hin zur Schwäbischen Kehrwoche.

Evolutionenbiologische Aspekte

In der Gegenwart erleben wir in sehr vielen Wissenschaftsbereichen eine intensive Durchdringung der Einsichten durch zusätzliche evolutionsbiologische Überlegungen. Evolutionsbiologie ist die Wissenschaft von der langfristigen biologischen Entwicklung von Lebewesen, ihren Veränderungen und der möglichen Ursachen dieser Veränderung. Sie geht zurück auf Charles Darwin, den berühmten Naturforscher des 19. Jh. und seinem Hauptwerk von der Entstehung der Arten. Ein zentraler Gedanke ist der des Selektionsvorteils. Selektionsvorteil meint, dass sich Lebewesen in der Regel ein Fortpflanzungspartner suchen, der den größtmöglichen Erfolg für die nächste Generation verspricht. Eine gezielte oder eine intuitive Auswahl bestimmt dabei die männlichen und weiblichen Lebewesen. Bestimmte Individuen haben einen Vorteil weil sie größer, bunter, stärker, intelligenter, anpassungsfähiger oder dergleichen mehr sind. Im Laufe der Zeit werden die Individuen, die mehrere dieser Vorteile auf sich vereinigen können, sich durchsetzen, werden ihre Eigenschaften vererben und andere aus der Generationenfolge verdrängen.

Darwin hat seine Überlegungen auf Menschen nicht angewandt – man nimmt an, dass seine Frau ihn davor zurückgehalten habe – aber der englische Autor Spencer und der deutsche Haeckel haben dies getan und somit den Sozialdarwinismus gegründet. Auch in der menschlichen Gesellschaft, so diese Autoren, gelten diese von Darwin entdeckten Regeln, es kommt zum „Kampf ums Dasein“ und das „survival of the fittest“. Wieder eskalierten diese Gedanken im Nationalsozialismus ins äußerste Extrem. Ausmerzung, Vernichtung lebensunwerten Lebens stand am Ende einer solchen Gedankenkette. Nun erleben wir aber derzeit eine Wiederbelebung dieser sozialdarwinistischen Gedanken unter anderem Namen. Der sog. Neoliberalismus verkündet kaum etwas anderes. Wettbewerb ist nichts anderes als der Kampf ums Dasein. Die Konkurrenz als Antrieb von Entwicklung der Menschheit, der Wirtschaft, der Nation und auch der Wissenschaft ist der erneute Versuch einige Regeln der Genetik auf die gesamte Gesellschaft anzuwenden. Wenn man uns weismachen will, dass nur im Wettbewerb Kreativität und Fortschritt entsteht, so heißt dies ja nichts anderes, dass nur dadurch, dass immer wieder Menschen aus dem Rennen gedrängt werden, einige wenige den Profit einfahren...

Wir können aber aus diesen evolutionsbiologischen Gedanken für unsere Überlegungen durchaus doch einen gewissen Erkenntnisnutzen ziehen. Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit haben von Anfang an der menschlichen Entwicklung das Überleben gesichert. Es konnten Vorräte aufgebaut werden, es konnte eine gewisse Überlebessicherheit gewährleistet werden, es war möglich Nachwuchs aufzuziehen, der ja zunächst für einige Jahre deutliche zusätzliche Belastung darstellt. Der „Selektionsvorteil“ hätte dann darin bestanden, dass bestimmte Individuen mit bestimmten Eigenschaften eher in der Lage

gewesen wären einem Partner oder einer Partnerin und dem eigenen Nachwuchs Sicherheit aufs weitere Überleben zu geben. Ein gewiss deutlicher Selektionsvorteil. Ein arbeitstüchtiger Partner wird eher gewählt als ein „fauler“. Nun könnte man in dieser Richtung schlussfolgern und annehmen, dass auf diese Art die Eigenschaft Arbeitstüchtigkeit und Arbeitswilligkeit weitergegeben wird, da ja die „faulen“ wesentlich weniger in die Erzeugung von Nachwuchs haben eingreifen können. Sprechen wir also einmal von einer gewissen „Vererbung“ der Eigenschaft 'arbeitstüchtig'. Daraus ließe sich schlussfolgern, dass unsere heutige hohe Wertschätzung von Arbeitstüchtigkeit letztlich das Resultat einer über viele, viele Generation stattfindenden Auswahl und Vererbung ist. Gar keine moralische Frage, keine Frage höherer intellektueller Einsicht, sondern einfach ein biologisches Phänomen. Damit natürlich auch außerordentlich tief und fest in uns verwurzelt. Arbeitstüchtigkeit macht natürlich nur da Sinn, wo sie wirklich ein Selektionsvorteil bedeutet. Im genannten Paradies würde sie uns nicht sehr viel bringen und sie bringt wohl auch nicht sehr viel in menschlichen Gesellschaften, die ursprünglich in einer Umgebung leben, in der die Natur ihnen nicht sehr viel Arbeit abverlangt, um zu überleben. Wo sie das Notwendige spendet, muss Arbeitstüchtigkeit kein vorrangiges Selektionsmerkmal werden. Vor kurzem hörte ich einmal - ohne die Quelle belegen zu können – den interessanten Satz, dass der Protestantismus sich überall da etabliert habe, wo in der letzten Eiszeit die Gletscher waren. Was hat dies hier zu bedeuten? Wir könnten sagen, dass biologische Auswahlprozesse und die wesentlich spätere neue Interpretation von Arbeit zu einer sehr erfolgreichen Wirtschafts- und Sozialstruktur in bestimmten Regionen dieser Erde geführt haben. Somit wäre die Wertschätzung der Arbeit als ein multifaktorielles Resultat aus biologischen und theologischen Einflüssen zu werten.

Ende der Arbeitsgesellschaft

Vollerwerbstätigkeit für eine ganze Nation, für die vereinigten Staaten von Europa, für die Welt wird nicht mehr als möglich gesehen. Was kann Arbeit dann sein? Dienst für Gott? Für manche bestimmt. Fortsetzung der Schöpfung? Für manche bestimmt. Berufung etwas für Menschen zu tun? Für manche bestimmt. Gelderwerb? Für die meisten bestimmt, aber nicht für alle, für die ganz reichen nicht, für die ganz armen nicht. Wir haben uns daran gewöhnt, dass Arbeit sinnstiftend ist, wertstiftend, aus der Arbeit entsteht Lebenssinn, wir erleben uns wertvoll durch unsere Arbeit. Dies könnte allerdings das Resultat der oben angestellten evolutionsbiologischen Erwägungen sein. (Im weiteren setzt sich Kollege Lelgemann mit dieser Frage auseinander – ich halte sie für derzeit nicht abschließend beantwortbar).

Wir sehen, dass Arbeitslosigkeit in unserer Gesellschaft mit Sinnlosigkeit und Wertlosigkeit verknüpft ist, zumindest berichten Untersuchungen davon, dass arbeitslose Menschen in eine Sinn- und Wertkrise geraten. Die Frage ist natürlich die, haben wir Arbeit derart ins Zentrum unseres Selbstverständnisses gerückt, dass der Verlust der selben uns unseres eigenen Sinnes beraubt? Insofern macht Arbeit wirklich nicht frei! Arbeit macht auch den Menschen nicht zum Menschen. Menschen die nicht arbeiten müssen, denen Wohlstand in unglaublichem Maße in den Schoß gelegt wurde, fühlen sich dennoch als Menschen und andere, die keine Arbeit haben, die nicht arbeiten können, denen ist das Menschsein genauso wenig abzusprechen.

Warum sollen Menschen mit schwersten Behinderungen arbeiten?

In den ganzen bisherigen Ausführungen habe ich versucht von unterschiedlicher Seite aus einer Überhöhung der Arbeit entgegenzutreten. Folglich muss ich jetzt auch mit dieser Frage scheinbar Selbstverständliches in Frage stellen. Warum sollen Menschen mit schwersten Behinderungen arbeiten? Weil wir, die Nichtbehinderten, uns nur über Arbeit als sinnvoll, wertvoll, potent erleben? Weil wir uns ein Leben ohne Arbeit nicht vorstellen können? Weil wir unter unserer Arbeit durchaus auch leiden, sie als Mühsal und Fluch empfinden – warum

sollte es anderen da besser gehen? Warum fehlt uns fast jede Phantasie für eine vita contemplativa? Aber natürlich muss man zurecht sagen, (vgl. Lelgemann) dass ein Mensch, sei er behindert wie auch immer, durchaus ein Recht haben muss, sich den allgemeinen Normen und Wertvorstellungen anzuschließen und Arbeit für sich und für andere für wichtig zu halten. Niemand hat ein Recht, ihm diese Bestrebung und das Mühen um die Realisierung abzusprechen. In einem modernen Verständnis von Rehabilitation, Pädagogik und Assistenz haben wir uns dann diesem Wunsch anzuschließen und alles zu tun, um eine Realisierungsmöglichkeit zu finden.

Dennoch glaube ich, dass die Begegnung mit schwerstbehinderten Menschen einen herausfordert, neue und andere Überlegungen anzustellen. Was heißt es, seine Zeit sinnerfüllt zu erleben? Wie kann man Anteil haben an Schöpfung? Welche Möglichkeiten gibt es an Kultur, d.h. dem vom Menschen Geschaffenen teil zu haben? Wie können wir Menschen mit schwersten Behinderungen in dieses gesamt menschliche Projekt Kultur einbinden? Es geht um ein Tätigsein, um ein Schaffen (insofern ist das schwäbische „Schaffen“ herrlich doppelsinnig und lässt sich hier sehr gut einsetzen). Wie wichtig ist es für den Menschen sich nicht langweilen zu müssen, die Chance zu bekommen seine Talente einzubringen? Der Kasseler Soziologieprofessor Heinz Bude möchte den Begriff der Arbeit durch den der Wirksamkeit verbunden mit Tätigkeit und Erfolg ersetzt sehen. Angesichts einer Welt, in der die Arbeit im engeren Sinne nicht mehr für Alle vorhanden ist, ist dennoch die Forderung nach Wirksamkeit für alle Menschen zu stellen. Hier kann ein Menschenrecht formuliert werden. Menschen mit schwerster Behinderung haben wir in unserer Gesellschaft auf beispielhafte Weise von der Arbeit zur Sicherung des Lebensunterhaltes befreit. Dies ist eine außerordentliche und großartige soziale Leistung. Also können wir uns um die Arbeit im Sinne der Teilhabe an Kultur oder an Schöpfung wesentlich besser und freier Gedanken machen. Dies scheint mir die Aufgabe für Pädagogen, Psychologen und andere, die in der Arbeit mit schwerstbehinderten Menschen engagiert sind. Wir müssen unsere Kreativität herausfordern, damit wir endlich für den gemeinten Personenkreis loskommen von Pseudoaktivitäten, von Pseudoarbeit, von billigem Basteln, von der Produktion von „Deko-Schund“, wir müssen wegkommen von Stunden im Bällchenbad unter billiger Musikberieselung. Natürlich muss Entspannung, muss Hobby, muss Ruhe und Rückzug möglich sein, aber die genannten Beispiele sind ganz bestimmt keine angemessenen Formen für erwachsene wertvolle Menschen.

Der Frankfurter Philosoph Habermas hat den Begriff vom erkenntnisleitendem Interesse geprägt. Wir haben uns immer zu fragen, welche Absichten wir eigentlich verfolgen, wenn wir über etwas nachdenken, wenn wir etwas diskutieren, wenn wir wissenschaftlich oder in anderer Form systematisch arbeiten. Bei der Diskussion um Arbeit für schwerstbehinderte Menschen sollten wir uns nach unserem eigenen und nach unserem beruflichen erkenntnisleitenden Interesse fragen. Ich hoffe mit meinen Ausführungen einen kleinen Beitrag dazu geleistet zu haben, leider kein Beitrag, der die Lösung unmittelbar hervorbringt. Zum persönlichen Ende:

Martin Buber, 1929

Arbeitsglaube

Es gibt zweierlei Zeiten in der Menschheit, Gläubige und Ungläubige. Unter „Gläubigkeit“ verstehe ich hier nicht den Glauben an irgendetwas bestimmtes, sondern die gläubige Sinnung zum Leben, das „trotzdem!“ des Menschenherzens. Man kann gläubige und ungläubige Zeiten nicht nach ihren Vokabeln unterscheiden. Es gibt ungläubige Zeiten, die von Gott zu

reden lieben. Es gibt gläubige Zeiten, die das Geheimnis beschweigen. Aber an etwas anderem kann man sie voneinander unterscheiden. In den gläubigen Zeiten arbeiten die Menschen gern; wie sie ans Leben glauben, so glauben sie auch an die Arbeit. In den ungläubigen Zeiten ertragen die Menschen die Arbeit als einen unüberwindlichen Zwang. In den gläubigen Zeiten entdecken die Menschen den Segen, der in dem Fluch „im Schweiß deines Angesichts“ verborgen liegt; in den ungläubigen vergessen sie den Segen und wissen nur noch den Fluch.

Prof. Dr. Andreas Fröhlich
Institut für Sonderpädagogik
Xylanderstr. 1
76829 Landau